

Starke Frauen der Urdu-Literatur in ihrer Selbstdarstellung

In meinem Text werde ich mich auf autobiographische Texte dreier berühmter Urdu-Dichterinnen Pakistans konzentrieren, eine kurze historische Rückblende zu Beginn mag jedoch helfen, sowohl Kontinuitäten als auch das Ausmaß der Veränderungen zu verdeutlichen.

Shahar Bāno Begums *Bītī kahāni*

Autobiographische Texte haben in der islamischen Welt eine lange Tradition. Sie beschränken sich in der Regel jedoch auf die Sphäre männlicher Aktivitäten, enthalten meist lange Ausführungen zur Herkunft und sozialen Position des Autors und behandeln vor allem sein öffentliches Leben. Es galt als unschicklich, weibliche Mitglieder der Familie zu erwähnen, und auch die Gefühlswelt der Autoren blieb meist ausgeklammert. Einen ersten Einblick in die inneren Gemächer des Hauses und das komplizierte Geflecht familiärer Beziehungen erhalten wir in dem wohl ersten erhaltenen autobiographischen Urdu-Text einer indischen Muslimin – in Shahar Bāno Begums *Bītī kahāni* (Lebensgeschichte, 1885).

Die 1848 geborene Autorin stammte aus einem kleinen Fürstentum südwestlich von Delhi, wurde gleich nach der Geburt einem Cousin versprochen und mit fünf Jahren verheiratet. Sie hatte viele Schicksalsschläge zu verkraften: Flucht vor den Aufständischen 1857, Plünderung des väterlichen Besitzes, Hinrichtung des Schwiegervaters unter der – nach ihrer Darstellung – falschen Anschuldigung, er habe die Aufständischen unterstützt, Konfiskation seines Besitzes. Die Frauen der Familie wurden ins Exil nach Ludhiana geschickt. Die ruinöse Verschwendungssucht und der frühe Tod ihres Ehemannes machten sie finanziell von einer Leibrente der Kolonialverwaltung abhängig. Ihre ersten Kinder verstarben früh, nur ein Sohn überlebte.

Shahar Bānos Aufzeichnungen entstanden auf Drängen einer Engländerin, mit der sie Urdu-Konversation übte und die ihr Urdu-Schulbücher und Nazir Ahmads berühmten Roman über Frauenbildung und -erziehung „Der Spiegel der Braut“ (*Mir'atu-'l `arūs*) von 1869 zu lesen gab. Shahar Bano Begum war zwar von einer Hauslehrerin unterrichtet worden, Urdu-Texte zu verfassen hatte aber offensichtlich nicht zu ihrem Lehrplan gehört – eine Situation, die in vielen Familien noch lange typisch blieb.

Ihre Lebensgeschichte zeigt sie als den Umständen völlig ausgeliefert. Sie ist auf eine Leibrente von britischen Gnaden angewiesen, um die sie ständig kämpfen muss – darauf beschränkt sich ihre Handlungsmacht. In diesen Auseinandersetzungen, die sie zum größten Teil gegen ihre Mutter führt, muss sie die Hilfe eines altgedienten Verwalters ihrer Familie in Anspruch nehmen. Beziehungen zur Außenwelt kann sie nur über ihn oder über weibliche Angestellte, die nicht dem Parda-System (vollständige Segregation der Frauen) unterworfen sind, aufnehmen. Ihr Beispiel demonstriert auch, wie Frauen in ihrer von der Männerwelt abgetrennten Sphäre miteinander im Kampf um Ressourcen und Einfluss rivalisieren und weibliche Solidarität kaum eine Chance hat.

Shahar Bano Begums Schicksal mag als ein extremer Fall erscheinen, war aber durchaus nicht untypisch. Natürlich lassen sich auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts muslimische Frauen finden, die über Macht und Besitz verfügten und daher ganz andere Handlungsspiel-

räume hatten. Um auch hierfür einen Extremfall zu nennen, erwähne ich die Regentinnen Bhopals, die über ein größeres Fürstentum herrschten; Qudsia Begum (1819-37), die mit zwanzig Jahren nach dem Tod ihres Mannes den Parda verließ und ihren Anspruch auf den Thron durchsetzte, Sikandar Begum (1837-1844), Sultān Shāh Jahān Begum, 1838-1901, regierte 1844-1860 und 1868-1901, modernisierte die Verwaltung des Fürstentums und verfügte als Mäzenin und Autorin von Reformliteratur über großen Einfluss. Die Autobiographie der Thronfolgerin Sultān Jahān Begum (1858-1930) *Gauhar-i iqbāl* liegt auch in englischer Übersetzung vor (*An account of my life Gohur-i Iqbal*, 1910, übersetzt von C. H. Payne).

Frauenbildung war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem zentralen Thema der Reformliteratur in wohl allen indischen Sprachen geworden, zuerst verfasst von Männern, aber im Urdu ab dem frühen 20. Jahrhundert zunehmend dann auch von Frauen. Zu den Inhalten und sozialen Hintergründen dieser Reformbewegungen gibt es eine Fülle an Sekundärliteratur, daher möchte ich hier nicht weiter darauf eingehen, sondern einen zeitlichen Sprung in die 1930er und 1940er Jahre vornehmen.

Mädchenbildung außerhalb der häuslichen vier Wände hatte seit dem späten 19. Jahrhundert einen ziemlichen Aufschwung erlebt. Schulen und Colleges für Mädchen waren gegründet worden, die mit ihren speziellen Transportmitteln und streng behüteten Internaten auch den Anforderungen an strikte Segregation der Geschlechter gerecht wurden, so dass selbst konservative Muslimfamilien ermutigt wurden, Mädchen eine moderne Bildung zukommen zu lassen. Kishwar Naheed beschrieb in ihrer Autobiographie: „*Adhyapika Dschi* (Frau Lehrerin) - unsere beliebte Hindi-Lehrerin, immer in weißem Baumwollsari und mit bedecktem Kopf und strahlendem Gesicht! Wenn eines der Mädchen auch nur ein wenig die Hand oder das Gesicht aus dem Vorhang der Tonga herausstreckte, setzte es sofort eine Ohrfeige.“ (BAK: 27) Dennoch stellte es für junge Mädchen oftmals eine große Herausforderung dar, ihren Wunsch nach einer höheren Bildung, geschweige denn nach eigener Berufstätigkeit, durchzusetzen, ein Thema, das in zahlreichen Autobiographien und Romanen behandelt wurde.

Bevor ich mich Autobiographien im engeren Sinne zuwende, möchte ich noch auf zwei Romane hinweisen, die autobiographische Elemente enthalten und in deren Hauptgestalten einige Probleme weiblicher Emanzipation sehr nuanciert geschildert werden:

Ismat Chughtais (1915-1991) teils autobiographisch geprägter Roman *Terhī lakīr* (1943), ins Englische übersetzt als *The Crooked Line* (Tahira Naqvi, New Delhi 1995) und *Khadija Mastūr* (1927-1982) *Āngan* (1962; englische Übersetzungen: *The Women's Courtyard*, übers. von Neelam Hussain (Lahore 2000), *The Women's Courtyard*, übers. von Daisy Rockwell (New Delhi 2018). Beide Autorinnen standen der Progressive Writers' Association nahe. *Khadija Mastūr* wurde 1950 für den Bereich Lahore zur Sekretärin der Vereinigung gewählt. Gemeinsam ist beiden Romanen, dass die Heldinnen als Lehrerinnen ökonomische Selbständigkeit erringen und keine arrangierte Ehe eingehen. In *Āngan* wird deutlich, wie die Brüche und sozialen Umwälzungen in Folge der Teilung Indiens 1947 sowie schiere ökonomische Notwendigkeit gebildeten Frauen der Mittelschichten neue Freiräume eröffneten, die sie selbstbewusst zu nutzen wussten. Die Protagonistinnen beider Romane scheitern jedoch, wenn auch auf unterschiedliche Weise, in dem Versuch, eine Partnerschaft nach ihren Vorstellungen zu gestalten.

Im Rahmen neuer politischer und kultureller Vereinigungen wie der KP Indiens und der PWA oder im Filmmilieu Bombays konnten junge Männer und Frauen einen völlig neuen Umgang der Geschlechter kennenlernen, aus Kameraderie und gemeinsamer Arbeit konnte auch Liebe und eheliche Gemeinschaft erwachsen. Die feministischen Urdu-Schriftstellerinnen Rashid Jahan, Ismat Chughtai und Khadija Mastur gingen solche neuartigen Verbindungen ein. Oft erwies sich der Traum von einer gleichberechtigten Beziehung aber auch als eine Illusion, wie einige spätere Autobiographien beweisen.

Wenden wir uns nun den drei Autorinnen zu, auf deren Texte ich näher eingehen möchte. Kernthemen, die in allen Erzählungen immer wieder auftauchen, sind die fundamentale Rolle von Bildung, Mutter-Tochter-Beziehungen und Machtverhältnisse in den Familien, Sexualität und Partnerschaft.

Adā Jaʿfrī (Ada Jafri/Jafarey, 1924-2015): *Jo rahī so beḵabrī rahī* (1995)

Den Titel der Autobiographie bildet ein Zitat des Urdu-Dichters Sirāj Aurangābādī (ca. 1715-1763). Es handelt sich um die zweite Hälfte des ersten Verses seines berühmtesten mystischen Ghazals. Der Vers kann grob wie folgt übersetzt werden:

„Als ich vom Wunder der Liebe hörte, blieb kein Rausch zurück und keine Fee,
weder du bliebst noch ich, was blieb, war nur die Ahnungslosigkeit/das Unwissen.“

Das Motiv des Nichtwissens steht in einem mystischen Kontext und bezieht sich auf das Ende jeder bewussten Wahrnehmung oder jedes vermittelbaren Wissens in der mystischen Erfahrung. Ada Jafri bekennt sich in ihrem Text klar zum Sufismus, einer mystischen Variante des Islam. In ihren Aufzeichnungen nimmt das Zitat aber noch eine weitere Bedeutung an, wie weiter unten deutlich werden wird.

Ada Jafri (Geburtsname: Azīz Jahān) wird oft als die erste feministische Lyrikerin des Urdu bezeichnet. Je nachdem, wie man Feminismus definiert, mag dies übertrieben klingen, aber ohne Frage setzte sie sich in ihren Gedichten schon sehr früh kritisch mit den Zwängen und Einschränkungen auseinander, denen sie als Mädchen in einem sehr konservativen Haushalt unterworfen war. Sie ist die älteste der drei Autorinnen, auf deren Autobiographien ich eingehen werde, und stammte aus der wohlhabendsten und noch am stärksten feudal geprägten Familie.

Ada Jafris Lyrik, obwohl meist in freien Versen, ist sprachlich am stärksten von der klassischen Tradition geprägt, und so verhält es sich auch mit der Sprache ihrer Autobiographie, die gleichzeitig der poetischste, reich mit Metaphern und Bildern, z. T. auch mit Auszügen aus Gedichten durchsetzte Text ist.

Ada Jafri war eine zurückhaltende, sanfte Frau und unterschied sich darin erheblich von den beiden nächsten, wesentlich radikaleren Autorinnen, nicht nur im Auftreten, sondern auch darin, dass sie in privilegierten Verhältnissen aufwuchs, selbst nie abhängig beschäftigt war und gegen weit weniger Widerstände anzukämpfen hatte. In ihre teilweise idyllische Darstellung der Kindheit fließen jedoch auch kritische Töne ein. Sie bemerkt: „In einem Alter, in dem man Vermutungen anstellt und bewusst zu denken beginnt, war ich auf allen Seiten von

Mauern umgeben. Derart eingemauert zu leben, war nicht so leicht, wie es heute aus der Entfernung erscheint.“ (153)

Die Autorin gesteht gleich zu Beginn, wie schwierig es ist, Vergangenheit und Gegenwart zu trennen – spätere Erfahrungen drücken der Erinnerung ihren Stempel auf. Sie sieht sich selbst als mehrere Personen – die Dichterin steht manchmal gleichsam neben ihr, und ihre gegenwärtige Gestalt enthält immer noch das verschüchterte kleine Mädchen ihrer Kindheit: „Das ruhelose und ahnungslose Mädchen, einsam im Getümmel (der Familie), dies ist seine und meine Geschichte. (...) Ich hatte es ganz weit hinter mir gelassen, doch es verließ mich nicht.“ (7) In der Kindheit und Jugend hatte Ada Jafri regelmäßig Tagebuch geschrieben, das aber in den Wirren von 1947 vernichtet wurde – wieder blieb sie für eine lange Zeit allein.

In verschiedenen Passagen kehrt die Autorin immer wieder zur Situation der Frauen im Familienverbund zurück. Wohlstand durch Großgrundbesitz und Einfluss gestatteten es ihrer Familie, die Mädchen nach ihrer Hochzeit nicht zum Bräutigam ziehen zu lassen, wie es in Nordindien allgemein üblich war, sondern die Ehemänner ins Haus zu holen – sie zu *ghar dāmād* zu machen, was eine Umkehr der ansonsten vorherrschenden Hierarchie zwischen den Schwiegerfamilien darstellte. Der weitläufige, palastartige Familiensitz war in jener Zeit bereits unter mehrere Erben aufgeteilt, die aber alle die angestammten Traditionen fortführten. Sie kommentiert: „Für die Männer ist es nicht besonders schwer, sich an die Traditionen zu halten und ihre eigene Position zu verteidigen. Den Preis dafür haben immer die Frauen bezahlt.“ (43)

In den einflussreichen, angesehenen Familien der Stadt waren die Männer gebildet und besaßen z. T. umfangreiche Bibliotheken. Auch die Notwendigkeit englischer Bildung hatten sie mittlerweile erkannt, aber den „Mädchen waren auch jetzt noch die Türen der Schulen und Colleges verschlossen.“ (43, 56). Sie lasen nur den Koran und andere religiöse Texte und lernten Urdu lesen und schreiben, während die Jungen in Aligarh studieren durften. Für die Männer war es allerdings immer noch unter ihrer Würde, eine Anstellung anzunehmen – sie praktizierten als Rechtsanwälte oder verwalteten den Besitz. Wenn ein eingetragener Mann es wagte, sich von der Familie selbständig zu machen und eine bezahlte Anstellung, z. B. als Lehrer, anzutreten, durfte seine Frau nicht bei ihm leben, ja ihn nicht einmal besuchen.

Nach einem kurzen Exkurs über die historischen Bauten ihrer Heimatstadt Badayun, die sie als Kind nie besuchen durfte, beschreibt Ada Jafri die breiteste Straße der Stadt und merkt dann an: „Ich erinnere mich, als Kind war es mein größter Wunsch, einmal wie die Jungen der Familie diese Straße entlangzugehen, doch das Schicksal wollte es, dass ich die ganze Welt bereise, aber nie einen Fuß auf diese Straße setzen durfte.“ (14) Die Straße konnte für sie zu einem Sehnsuchtsort werden, weil sie sie bei Ausflügen ins Dorf vom Auto des Großvaters aus gesehen hatte - aussteigen durfte sie hingegen nie. Dabei war selbst die Möglichkeit, unter Aufsicht im Auto das Haus zu verlassen, eine Freiheit, die früheren Generationen nicht vergönnt war. Eine ihrer Tanten z. B. hatte das Haus nie verlassen und kannte nur so viel Himmel, wie vom Innenhof aus zu sehen war. „Keine Ahnung, ob sie jemals einen Traum gesehen hatte oder ob ihr selbst das nicht vergönnt war. Sogar die Zuflucht zu Büchern war ihr verwehrt.“ (53-54)

Sehr anschaulich beschreibt Ada Jafri die Lage der Frauen innerhalb der Familie, die in einem komfortablen, prächtigen Käfig gefangen waren: „Um sie vor den heißen Sandstürmen des Sommers zu schützen, waren die Mauern so hoch gebaut worden, dass nicht einmal frische Luft hereinkam. Zum Schutz vor der Sonnenglut wurden alle Fenster und Türen verschlossen, so dass selbst das Mondlicht ihren Blicken entzogen war.“ (55) An anderer Stelle meint sie: „Je respektabler eine Familie in ihren eigenen Augen war, umso stärker schränkte sie ihre Frauen ein.“ (60)

Im Gegensatz zur strikten Abschottung von der Außenwelt brauchten sich die Frauen der Familie vor den Bauern in ihren Dörfern und vor den eigenen Dienstboten nicht zu verschleiern. Ada Jafri bietet dafür zwei Erklärungen an: „Vielleicht, weil diese seit Generationen in dieser Familie gelebt hatten. An ihrer Loyalität bestand kein Zweifel. Doch vielleicht herrschte hier derselbe Standesdünkel der Klassengesellschaft vor, der sie gleichsam nicht zu den normalen Menschen rechnete. Allerdings war es auch ein Bestandteil dieser Kultur, dass die älteren unter ihnen für die Kinder Respektspersonen darstellten.“ (45)

Als Ada drei Jahre alt war, starb ihr Vater. Nachdem ihre Mutter den ersten Schock überwunden hatte, gab sie der kleinen Tochter, die sich nicht für Spielzeug interessierte, jede Menge Hefte und Bleistifte und ließ sie Bücher als Freunde entdecken. Um die Tochter aus ihrem einsamen Brüten zu erlösen, weckte sie ihr Interesse am Lesen und Schreiben und eröffnete ihr damit eine neue Welt. Bald darauf fand Ada die erste Bibliothek ihres Lebens – eine Ecke voller Bücher, Zeitschriften und Manuskripte in einem der abgelegenen Dachgeschosszimmer des weitläufigen Hauses. Zuerst versuchte sie, einfache Urdu-Bücher zu lesen, aber: „Ich las ein ganzes Buch durch und verstand rein gar nichts. Dann las ich dasselbe Buch noch einmal, ja oft sogar drei, vier Mal. Einige Wörter verstand ich trotzdem nicht. Von den Erwachsenen wagte ich niemanden zu fragen aus Angst, sie könnten mir verbieten, diese neu entdeckte Bibliothek zu betreten. Außerdem war das mein ganz persönliches Geheimnis, das ich mit niemandem teilen wollte.“ (21) Dann fand sie aber schließlich ein arg zerfleddertes Wörterbuch, das ihr eine große Hilfe wurde. Es bestand jedoch nur noch aus ein paar Seiten, deren Inhalt sie innerhalb weniger Tage auswendig lernte.

In dieser Zeit hatte Ada Jafri auch begonnen, Gedichte zu verfassen. Um sprachliche Fehler zu vermeiden, wünschte sie sich sehnlichst ein Wörterbuch, hatte aber selbst kein Geld dafür und konnte sich nicht vorstellen, die Erwachsenen darum zu bitten, obwohl diese sich stets bemühten, alle Bedürfnisse der Kinder nach eigenem Ermessen zu erfüllen. Zum Glück prüfte ihr Großvater eines Tages ihre Sprachkenntnisse und kaufte ihr als Anerkennung ihrer Leistung das gewünschte Wörterbuch. Doch sie merkt an: „Ich bin überzeugt, hätte ich diese Prüfung nicht bestanden, hätte er mir selbst die Notwendigkeit eines Wörterbuchs erklärt und es für mich gekauft.“ (23) Sie betont, dass sie dieses Wörterbuch mitnahm, als sie Badayun für immer verließ.

Die alten Bücher bildeten für das junge Mädchen eine Flucht vor der Einsamkeit, die es in der Großfamilie empfand, und hatten vielleicht auch schon in früheren Generationen diesem Zweck gedient. Sie bekennt: „In der Kindheit übten Bücher auf mich eine messianische Wirkung aus. Ich hörte die Buchstaben flüstern, ich vertraute den Wörtern meine Geheimnisse an. Für mich waren Bücher dem Leben näher als Menschen. Als ich mich im Dickicht der Dun-

kelheit verloren hatte und nach dem Schein eines Glühwürmchens suchte, wurden sie zu meinen Leitsternen.“ (24) Dieses Gefühl der Einsamkeit und die Unfähigkeit, andere Menschen an sich heranzulassen, versucht sie in einer späteren Passage mit dem frühen Verlust des Vaters zu erklären, in dessen kleinem Haus sie sich im Unterschied zu dem Palast der Großfamilie wirklich zuhause gefühlt hatte.

Das Gefühl der Einsamkeit in einer verzweigten Großfamilie begegnet uns noch viel detaillierter und in größerer Schärfe in Ismat Chughtais Roman, der eine prägnante psychologische Studie dieses Phänomens darstellt. Im Gegensatz zu Ismats emotional vernachlässigter Heldin Shaman wurde Ada Jafri allerdings von ihrer Mutter und ihren Großeltern viel Liebe und Zuwendung zuteil. Es ist bemerkenswert, wie viel Anerkennung und Unterstützung sie seitens der Familie erhielt, als sie mit 12, 13 Jahren erste Gedichte in literarischen Zeitschriften veröffentlichte, während noch zwei Generationen zuvor ihre Großmutter zwar den Koran und Geschichten über die Propheten las, selbst aber nicht schreiben konnte.

Ada Jafri hatte das Glück, dass das Familienoberhaupt liberalere Ansichten vertrat und den Kindern allmählich mehr Freiheiten zugestand. Es war eine komfortable und geschützte Welt, „aber ohne Licht und Farbe.“ (45) Die zahlreichen Einschränkungen, denen sie als Mädchen unterworfen war, hat sie in zahlreichen Gedichten thematisiert, so u. a. in den Zeilen:

„Ich erinnere mich bis heute daran,
dass meine Füße in Ketten lagen,
als sie laufen lernten,
Ketten, die mich angeblich behüten und schmücken sollten.“ (53)

Und zu ihrer Reaktion darauf schreibt sie: „Ich würde meine Dichtung gern als Protest gegen diese Atmosphäre und diese Epoche bezeichnen, aber ich kann es nicht. Protest bedarf keiner Genehmigung, ich hingegen hatte die Erlaubnis meiner Mutter. Vielleicht verdanke ich es meiner Dankbarkeit, dass ich bis heute nicht erschöpft verstummt bin.“ (61)

Den Einsatz ihrer Mutter würdigt sie immer wieder, so u. a. mit den Worten: „Mit ihren liebevollen, schwachen Händen schlug sie Breschen in die steinernen Mauern und ließ Wogen frischer Luft und helle Lichtstrahlen in die dunklen, beklemmenden Innenhöfe eindringen. (...) Die weitsichtigen Entscheidungen, die meine Mutter in Abkehr von den vorherrschenden Sitten fällte, wurden von meinem Großvater unterstützt.“ (64) „Während für Mädchen alle Türen zu einer traditionellen Bildung verschlossen waren, engagierte meine Mutter als erste für meine älteste Schwester einen hochbetagten Persischlehrer und gleichzeitig einen Hindu für den Englischunterricht. Der Unterricht lief unter strikter Wahrung der Parda-Regeln ab. Dennoch ärgerte es einige ältere Familienmitglieder. Die stärkste Ablehnung kam von den Frauen.“ (66) Allmählich bröckelten aber die morschen Mauern der Vorurteile, und für die Mädchen der Familie wurde der Weg zur Bildung frei.

Ihre Mutter hatte auch durchgesetzt, dass Ada eine Schule besuchen durfte. Ein Mädchencollege gab es vor Ort jedoch nicht, und so musste sie sich als Externe zu Hause auf die Prüfungen vorbereiten. „Dass ich kein College besuchen durfte, schmerzte mich aber sehr, und das noch für lange Zeit. Das Mädchen College der Aligarh University – ein Traum, der sich nie

erfüllte.“ (69) Ihrem Wunsch nach mehr Freiheit verlieh sie im Titelgedicht ihrer ersten Sammlung Ausdruck. Ihr war bewusst, dass sie mit ihren Gefühlen nicht allein war, sondern eine weit verbreitete Stimmung ausdrückte.

Eine weitere revolutionäre Entscheidung der Mutter betraf die Heirat ihrer älteren Schwester: Als erstes Mädchen der Familie heiratete sie außerhalb der Verwandtschaft und zog zu ihrem Ehemann. Adas Schwager spielte in der Folge eine große Rolle für ihre literarische Bildung, indem er ihr den Zugang zu klassischer Urdu- und persischer, aber auch englischer Literatur ermöglichte.

Besonders bedeutend war natürlich für Ada, dass die Mutter ihr nicht nur gestattete zu dichten, sondern auch ihre Gedichte zu veröffentlichen. Den ersten Gedichtband hatte sie 1947 an den Verleger übergeben, er erschien aber erst 1950. Mit der Abgabe des Manuskripts überkam sie eine beruhigende Gewissheit: wenn sie in ihren neuen Lebensumständen (= nach der Heirat) sich selbst verlieren würde, könnte sie auf dieses schwache Band zurückgreifen, um sich vielleicht darin wiederzufinden. Dies ist eine wichtige Aussage, die durch weitere Passagen des Textes bekräftigt wird: Dichtung war für Ada immer ein Akt der Selbstfindung und Selbstbehauptung. Eine interessante Episode unterstreicht ihre künstlerische Eigenständigkeit und ihr Selbstbewusstsein: Als sie einem bekannten älteren Dichter Verse zur Beurteilung schickte und dieser einige Passagen änderte, „kamen mir diese Verse wie fremd vor. Als ich die Gedichte in den Druck gab, beließ ich die Versionen, die ich selbst erdacht und formuliert hatte.“ (82) Der renommierte Dichter war nicht erfreut, als er diese Gedichte später in einer Zeitschrift sah.

Ada war durch literarische Zeitschriften und Bücher und durch die Leserbriefe, die sie regelmäßig erhielt, mit dem literarischen Leben verbunden und erlebte so auch den Aufschwung der Progressive Writers' Association Mitte der 1930er Jahre mit. Sie bekennt: „Das Gefühl, an allen Spielarten des Lebens teilzuhaben, verdanke ich der PWA. Ich begann die Konturen meiner in überholten Traditionen gefangenen unklaren Wünsche zu erkennen, als hätten seit Jahrhunderten blinde Augen plötzlich zu sehen begonnen. Es war eine Zeit formaler Innovationen in Lyrik und Prosa. Freie Lyrik zu schreiben war für mich auch ein Zeichen der Rebellion gegen überkommene, verkrustete Strukturen.“ (84) In der letzten Zeile des Titelgedichts der ersten Sammlung fragt Ada sich aber, ob die neue Zeit auch ihr eine Stimme geben wird. Auf jeden Fall brachte die Literatur und Literaturkritik der PWA frischen Wind in die beklemmende Atmosphäre ihrer Lebenswelt und führte sie an die Realitäten des Lebens heran, obwohl sie nie aktives Mitglied wurde und den Dogmatismus späterer Jahre als Einschränkung jeglicher Kreativität ablehnte. Ihre Gedichte erschienen in zahlreichen Publikationen der PWA. Bedauernd stellt sie fest, dass ihr Name in kritischen Aufsätzen oder Literaturgeschichten der Zeit aber nicht auftaucht – vielleicht, weil sie nach 1950 für lange Zeit verstummte. Sie beschreibt dies wie folgt: „Es geschah derart, dass das Mädchen sich selbst verlor, als es zur Frau wurde. Schmuck und Kleider, Putz und Tand, und Sonne und Mond im Schoß – 12, 13 Jahre sind nicht wenig, aber das Mädchen war nicht gestorben, es war nur im Gedränge abhandengekommen.“ (94) Dieses Motiv des Sich-Selbst-Verlierens nimmt sie wiederholt auf und stellt damit einen ganz eigenen Bezug zum Titelvers auf.

Ada Jafri's Ehe war zwar arrangiert, aber auf unkonventionelle Weise. Da sie in der Familie als schwierig und eigensinnig galt, hielt man es für geraten, ihr keinen völlig Fremden zuzumuten. Ihr künftiger Ehemann erhielt die Erlaubnis, sich in einem Brief vorzustellen, und man spielte ihr auch ein Foto des Zukünftigen zu. Ein Treffen der beiden gab es aber nicht. Als sie im Januar 1947 heiratete, herrschte in Badayun schon eine angespannte Nervosität. In der Stadt selbst hatte es zwar keine Unruhen gegeben, aber Nachrichten von Ausschreitungen andernorts wurden natürlich besorgt verfolgt. Auf der Fahrt zum Bahnhof trug sie deshalb keine Burqa (mantelähnliche Vollverschleierung), um nicht sofort als Muslimin erkannt zu werden. „Der Beginn dieser Reise war für mich sehr belastend. Die Fahrt in einer offenen Droschke von unserem Haus bis zum Bahnhof kam mir unendlich lang vor und schien kein Ende zu nehmen. Eine Burqa oder ein Schleier galt als Erkennungszeichen für Muslimfrauen und -mädchen. Als zusätzliche Vorsichtsmaßnahme wurde auf Großvaters Auto verzichtet, und von der Familie begleitetete mich auch niemand. Ich hüllte mich völlig in meinen Sari und schämte mich vor allen Gassen und Mauern der Stadt. Noch dazu hatte ich Angst. Ich wagte nicht, einen Blick auf die Stadt zu werfen, hielt die Augen gesenkt und hob sie bis zum Bahnhof nicht. Daher sage ich immer, Badayun habe ich nie gesehen.“ (113)

Wenn sie ihre Ehe auch als harmonisch beschreibt, so war sie als junge Frau doch zahlreichen Zwängen unterworfen: den ständigen Ortswechseln durch die Tätigkeit ihres Mannes, mehrfach den Einschränkungen durch das Zusammenleben mit seinen Verwandten, den neuen Pflichten als Ehefrau und Mutter, dazu gesellschaftlichen Verpflichtungen durch die Position ihres Mannes. Sie beschreibt dies wie folgt: „Aber ich, die ich auf Worte gestützt ausgezogen war, um dem Leben zu begegnen, verlor mich selbst in der Umgebung der Schwiegereltern und der Bürokratenwelt. Wieder wollte ich mit der Feder meinen Weg finden, aber meine Feder war im Gewühl verschwunden. Das ging so weit, dass ich nicht einmal meiner Mutter Briefe schreiben konnte. Diese Pflicht erfüllte Nur (ihr Ehemann) für mich mit großer Regelmäßigkeit. Noch baten die Herausgeber literarischer Zeitschriften mich in Briefen, ihnen neue Verse zu schicken. Alle Zeitschriften kamen für mich ins Haus. Allmählich erkannten die Herausgeber mein Unvermögen, und die Zeitschriften blieben aus.“ (127) „Das Gefühl, etwas verloren zu haben, machte es mir auch unmöglich, Zeitschriften oder Bücher zu lesen. (...) Das waren die furchtbar langen zwölf Jahre meines Scheiterns und des schmerzlichen Bewusstseins des Scheiterns.“ (128)

Wie wichtig ihr die Wiedergeburt als Dichterin war, deutet Ada Jafri in der folgenden Passage an: „Meine Gedichtsammlung ‚*Shahar-i dard*‘ (Stadt des Schmerzes) war gerade erschienen. Zwischen ihr und meinem ersten Gedichtband lag eine lange Distanz von 17 Jahren – von 1950 bis 1967. Es war die zweite Geburt der Dichterin, zum zweiten Mal ein erster Schritt in die grenzenlose bunte Welt der Dichtung. Dieses Buch lag mir sehr am Herzen. Es war für mich zu einem Beweis meiner Existenz geworden.“ (26) Und auf ihre Jugend zurückblickend schreibt sie: „Meine Dichtung stellte für mich eine große Stütze (*sahārā*) dar.“ (28)

Das Ende dieser Schreibblockade war mit dem indo-pakistanischen Krieg von 1965 gekommen, in dem es wie immer um Kaschmir ging. Das kollektive Empfinden der Gefahr und das Aufflammen patriotischer Gefühle bewegte sie dazu, ihre Solidarität mit den pakistanischen

Opfern des Krieges zu bekunden, die sie in einem Gedicht als Märtyrer bezeichnet. Dies mag auf uns schockierend wirken, stellte aber keineswegs eine Verherrlichung des Krieges dar. Sie war mit dieser Haltung auch nicht allein. Eine Welle der Solidarität und des Patriotismus erfasste in dieser Zeit das ganze Land einschließlich der meisten Intellektuellen und Schriftsteller. In ihren späteren Gedichten setzte sich Ada Jafri allerdings oft kritisch mit der Situation in Pakistan auseinander. Ihre Familie hatte seit der Pakistan-Resolution von 1940 einmütig die Pakistan-Forderung unterstützt – im Unterschied zu vielen anderen Familien, in denen es um die Teilung Indiens heftige Kontroversen gab, was in Khadija Masturs Roman *Āngan* sehr gut dargestellt ist. Ada Jafri jedoch empfand Pakistan sofort als ihre Heimat, als sie 1948 in Karachi eintraf. Eindrücklich schildert sie die Solidarität, das Zusammengehörigkeitsgefühl und den Idealismus der Anfangszeit, den sie später durch Gier, Eigennutz und Engstirnigkeit ersetzt findet. Sie beklagt besonders den Missbrauch der Religion, die von einer Herzensangelegenheit zu einem Lippenbekenntnis und politischen Instrument wurde. Statt einer idealen Muslimgesellschaft sieht sie den Triumph von Stammesdenken, der sich nicht zuletzt in den blutigen Kämpfen im Karachi die 1990er Jahre zeigte.

Auch die regressive Politik gegenüber Frauen erwähnt sie, u. a. in einer Episode aus der Zeit des Militärdiktators Zia-ul Haq: Als Frauen ihm einen Antrag auf Revision eines Gerichtsurteils wegen angeblicher staatsfeindlicher Äußerungen eines Autors übergeben wollen, entgegnet der Diktator: „Das sind Staatsangelegenheiten, die können Sie nicht verstehen.“ (132) Ada Jafri, die selbst die Befreiung aus der erzwungenen Abschottung im eigenen Haus herbeigesehnt und als junge Frau auch endlich erlebt hatte, schrieb bis ans Ende ihres Lebens gegen das Wegsperrn der Frauen hinter die Mauern ihres Heims an.

Kishwar Naheed (Kishvar Nāhīd): *Burī ʿaurat kī kathā* (Die Geschichte einer schlechten Frau, 1997; Englisch: *A Bad Woman's Story*, übersetzt von Durdana Soomro, OUP 2010)

Auf das spätere Buch *Burī ʿaurat ke k̄huṭṭ nā zā'ida beṭī ke nām* (Briefe einer schlechten Frau an ihre ungeborene Tochter, 2003) werde ich hier nicht eingehen – erwähnt sei nur, dass es noch mehr Kontroversen auslöste als das erste.

Kishwar Naheed wurde 1940 in Bulandshahar (UP) geboren. Sie war das fünfte Kind und noch dazu eine Tochter, also kein Anlass zu besonderer Freude. 1949 übersiedelte ihre Familie nach Pakistan. Kishwar tat alles, um eine reguläre Ausbildung zu erhalten, und legte an der Punjab University in Lahore 1959 einen BA und 1961 einen MA in Economics ab. Sie arbeitete in verschiedenen Kulturinstitutionen des Landes, gab lange Zeit die renommierte Literaturzeitschrift *Mah-i nau* heraus, leitete den National Council of the Arts in Lahore und ist Mitbegründerin einer Organisation, die Frauen zu ökonomischer Selbständigkeit verhilft.

Bekannt ist Kishwar Naheed vor allem als überaus produktive Dichterin, die häufig zu aktuellen Geschehnissen Stellung bezieht und immer wieder gegen politische Unterdrückung und gegen die Diskriminierung von Frauen in der Familie und im öffentlichen Leben anschreibt. In ihrer Lyrik und Prosa scheut sie auch nicht vor direkten, vordergründigen Aussagen zurück, es handelt sich bei ihr also um eine offen engagierte Autorin.

Mit ihrer überbordenden Energie, ihrem resoluten Auftreten und ausgezeichnetem Organisations-talent verhalf sie zahlreichen Konferenzen, Schriftstellertreffen, Protestveranstaltungen usw. zum Erfolg. Sie schreibt regelmäßig eine Kolumne für *Jang*, die größte Urdu-Tageszeitung Pakistans, und engagiert sich in NGOs und Foren.

In ihrer Autobiographie beschreibt sie, wie ihre Mutter, die selbst keine Schulbildung hatte, diesen Mangel bei ihren Kindern auszugleichen versuchte, obwohl der Vater, der selbst nur eine geringe Bildung hatte, Bildung nicht für nötig hielt und vor allem kein Geld dafür ausgeben wollte. Die Mutter sparte im Haushalt an allem und ließ die Kinder viele Arbeiten selbst verrichten, um das Schulgeld zu erwirtschaften: „Unsere Mutter gab uns statt zwei nur einen Brotfladen, setzte uns fünf Kinder zum Lernen um eine Laterne. (...) Die jüngeren Kinder trugen die Kleidung der älteren auf. Beim Kochen setzte sie uns alle rings um den Herd und unterrichtete uns in Urdu und Rechnen. Sie drückte uns die schweren Mahlsteine in die kleinen Hände und ließ uns Chillis mahlen, ließ uns den Boden kehren und Chapatis backen, aber erlaubte uns nicht, unsere Bücher zu vernachlässigen.“ (15-16)

Eindrücklich schildert Kishwar, wie religiöse oder pseudo-religiöse Aussagen benutzt werden, um Mädchen einzuschüchtern und von bestimmten Verhaltensweisen abzuhalten. Hier ein paar Beispiele: „Wenn wir mit Puppen spielten, hieß es: ‚Spielt nicht, sonst müsst ihr ihnen am Tag des Jüngsten Gerichts Leben einhauchen.‘“ „Wenn wir uns zwei Zöpfe flochten, kam: ‚Beim Jüngsten Gericht werden sich zwei Schlangen um euren Kopf winden.‘ Wenn ich keine Armreifen trug, hieß es: ‚Allah erhört keine Gebete von Mädchen, die keine Armreifen tragen. Am Jüngsten Tag wirst du dich dafür verantworten müssen.‘ Wenn ich aufs Dach stieg, bekam ich zu hören: ‚He, ein böser Geist wird von dir Besitz ergreifen.‘“ (32) Als sie im schiitischen Trauermonat Muharram wie die Männer und Jungen einen Rohrstock nahm und sich auf die Brust schlug, packte die Mutter sie sofort am Zopf: „Eh, du Teufelsbraten, willst du unsere Saiyid-Familie in den Schmutz ziehen? Du schlägst dir die Brust? Am Jüngsten Tag wird Allah dir auf die Brust schlagen.“ (32-33)

Sie beklagt, dass ihr Allah immer als Mann dargestellt wurde, der wie ein König über die Welt herrschte. Während sie sich als zutiefst religiös bezeichnet und vor allem ihre enge Beziehung zum Koran betont, kritisiert sie den Umgang mit dem Islam in der Familie und im politischen Leben Pakistans vor allem seit der Zia-Ära, in der unter dem Slogan *Cādar aur cār dīvārī* (Schleier und vier Wände) Frauen der Platz im Haus zugewiesen wurde, wogegen sie bis heute ankämpfen.

So wurde mit Religion auch gegen eine Frau im höchsten Staatsamt (Benazir Bhutto) argumentiert: „Frauen sind nun mal minderwertig. Wäre es anders, müssten sie doch auch Gott oder Propheten sein und den Männern gleichgestellt. Darum kann eine Frau nicht Staatschef werden.“ (33) Kishwar weist aber sofort darauf hin, von wem solche Äußerungen kommen: Von denen, die das Volk immer abgelehnt hat, die nie eine Wahl gewinnen konnten.

Interessant ist ein weiterer Aspekt ihrer Kindheit – das nicht oft behandelte Engagement von Frauen in der Pakistan-Bewegung, die nicht nur zu Hause Geld zur Unterstützung der Muslim-Liga ersparten, sondern, wenn auch verschleiert, sogar an öffentlichen Kundgebungen und Demonstrationen teilnahmen: „Dieselben Frauen, die ihre Hand in einen Mehlbrei

hüllten, wenn der Arzt ihren Puls fühlen wollte, und das Haus nur in einer geschlossenen Sänfte verließen, begannen jetzt, überall Versammlungen einzuberufen, Spenden zu sammeln und ihre Kinder für die Freiheit des Landes zu begeistern.“ (21) Anfangs fanden nur nach Geschlechtern getrennte Versammlungen statt, aber bald gab es auch gemeinsame. „Meine Mutter streifte sich die Burqa über und ging mit uns Kindern auf dem Arm und an der Hand zu den Versammlungen.“ (22) Eines Tages besuchte ein wichtiger Politiker – es war wohl Jinnah oder Liaqat Ali Khan – die Stadt. „Frauen, die sonst nur hinter dichten Vorhängen eine Droschke bestiegen, standen mit ihren festlich herausgeputzten Kindern und Blumen in den Händen an den Türen der Häuser.“ (22)

Wir sind gewohnt, die Teilung Indiens nur unter dem Aspekt der fürchterlichen Begleiterscheinungen zu betrachten. Politische Mobilisierung, Entwurzelung, das Aufbrechen sozialer Systeme, das auf die Massenmigration folgende Chaos, die Zerstörung überkommener Hierarchien boten aber oft für Frauen neue Möglichkeiten der Entfaltung, wie die hier vorgestellten Texte zeigen.

Doch zurück zu Kishwars eigener Geschichte: Ihr Interesse an Englisch erwachte, sie abonnierte vom Taschengeld eine englischsprachige Zeitung und begann selbst für die Kinderseite zu schreiben. In der 9. Klasse verfügte sie bereits über hervorragende Persischkenntnisse, schrieb sogar einen Aufsatz auf Persisch, aber erhielt dennoch keine besonders guten Zensuren – ihr Fazit: „Für Unabhängigkeit im Denken muss man im Leben überall bezahlen, in der Schule wie bei der Arbeit.“ (38)

In Kishwars konservativem Wohnviertel herrschte strenge Geschlechtertrennung. Sie beschreibt anschaulich, wie die Jugendlichen dennoch Wege zur Kontaktaufnahme fanden. Junge Mädchen steckten ihre Füße hinter den Vorhängen an der Tür hervor, um zu zeigen, was für helle Haut (ein wichtiges Schönheitsmerkmal!) sie hatten. Kishwar ging in Burqa zur Schule, aber viele Verehrer folgten ihr, und es gab lebhaftere Kontaktversuche auf den Dächern. Mit Papierdrachen wurden Liebesbotschaften verschickt, was die Erwachsenen nicht bemerkten. Kishwar beschwerte sich schließlich bei einer Lehrerin, die dem Treiben ein Ende bereitetete. Jetzt verfolgte diese Lehrerin sie aber bis nach Hause. Die Familie freute sich über diese Fürsorge, in der Schule wurde Kishwar jedoch zum Gespött. Hier klingt das Thema homoerotischer Beziehungen in Mädchenschulen an. In der Schule waren Geschichten über Liebe zwischen Lehrerinnen und Schülerinnen weit verbreitet. Meist schmeichelten sich Schülerinnen, die keine Lust zum Lernen hatten, bei den Lehrerinnen ein, Kishwar aber wollte lernen.

Als Kishwar sich im College einschreiben wollte, schlug ihr Ablehnung entgegen: „Bist du verrückt? Hat in unserer Familie jemand studiert? Nein! Warum bestehst du also darauf? Ich antwortete, dass ich ein Stipendium bekommen habe. Darauf hieß es, das hatte deine ältere Schwester auch, trotzdem haben wir sie nicht studieren lassen. Ich konnte nicht verstehen, wie dieselbe Mutter, die gegen ihren Vater rebellierte, sich plötzlich als so reaktionär erwies.“ (41) Ihre Schwestern saßen zu Hause und beschäftigten sich mit der Hausarbeit – studieren durften sie nicht, und Ehemänner hatten sich auch nicht gefunden, weil die Kriterien überaus streng waren: Es sollten Saiyids ohne Fehl und Tadel sein, ohne schlechte Angewohnheiten, die nicht rauchten und ihre Mütter und Schwestern nicht ohne Burqa in der Öffentlichkeit herumlaufen ließen.

Kishwar sang gerne. Eine Sängerin, die in der Nachbarschaft wohnte, verschaffte ihr einen Vertrag mit dem Radio. In der Familie brach die Hölle los: „Meine Mutter heulte wie ein Schlosshund. Der Grund war, dass man die Stimme eines Saiyid-Mädchens in der ganzen Welt hören würde. Gott bewahre! Die Stimmen der Mädchen dringen hier doch nicht einmal bis zum Männerteil des Hauses. Wie konnte uns so eine Schande widerfahren!“ (43) Immerhin durfte ihre kleine Schwester dann im Kinderprogramm des Radios auftreten, und Kishwar konnte Texte für das Programm beisteuern, was ihr wenigstens eine gewisse Befriedigung verschaffte.

Sechs Monate vergingen, ohne dass sie sich im College einschreiben durfte. Sie zeigte allen deutlich ihren Unmut und nervte gehörig ihre älteren Brüder. Schließlich erlangte sie mit Hilfe ihres Bruders die Erlaubnis, sich ein Jahr später zusammen mit ihrer Schwester zu immatrikulieren. Ins Kino zu gehen war auch nur sehr selten möglich – in von den Eltern ausgewählte Filme und gelegentlich in einen englischen Film, von dem sie behaupteten, er sei Teil des Lehrplans. Kishwar beteiligte sich an Debatten, aber an eine Beteiligung an Mushairas (Dichterlesungen) war nicht zu denken. Sie kannte viele Verse auswendig, noch war ihr jedoch nicht in den Sinn gekommen, jemals selbst Gedichte zu schreiben. Der soziale Druck war zu einschüchternd: Als bei einer Mushaira eine Dichterin auftrat, gingen in der Aula des Colleges die Fenster zu Bruch. Kishwar ärgerte sich darüber, dass einem Mädchen nicht erlaubt sein soll, Gedichte zu schreiben. Auch wenn sie dabei erwischt wurde, einen Roman zu lesen, gab es großes Geschrei. Dafür fand sie eine Lösung: Sie ging mit den anderen früh schlafen und stand um vier Uhr morgens auf, um zu lesen.

Als dann aber für eine Mushaira im College noch eine Stimme fehlte, wurde Kishwar aufgefordert, im vorgegebenen Muster ein Ghazal zu verfassen. Sie setzte sich abends hin und war bis zum nächsten Morgen beschäftigt. Damit begannen ihr eigenes dichterisches Schaffen und ihre Begegnung mit Dichtern, deren Verse sie bisher nur im Radio gehört oder in Zeitschriften gelesen hatte. Eines Abends rief ihr Vater sie zu sich und meinte, es sei jetzt genug, sie habe genügend Preise erhalten und an genügend Mushairas teilgenommen – nun sei es an der Zeit zu verraten, wer ihr die Verse gegeben hat! Er warf ihr vor, sie sei weiter gegangen als sonst je jemand in der Familie, und solle dieses Drama jetzt beenden. „Diesen Satz habe ich mein Leben lang in jedem Augenblick gehört – in deiner Familie hat niemand so die Grenzen überschritten, mach Schluss mit dem Theater.“ (50)

Sie begann sich jetzt auf dem Rückweg vom College heimlich mit Schriftstellern zu treffen. Sie genoss die literarischen Diskussionen, fühlte sich aber immer an der Burqa nach Hause gezogen, wo alle sie voller Wut ansehen würden. Die Burqa trug sie, seit sie sieben Jahre alt war. Sie kam mit der Burqa ins College, legte sie vor Veranstaltungen im Waschraum ab und zog sie hinterher wieder an. Eines Tages erschien in der Zeitung ein großes Foto, auf dem sie ohne Burqa beim Empfang eines Preises zu sehen war. Jetzt war sie in der Bredouille. Sie gab ihr gesamtes Taschengeld aus, um die Geschwister, Nachbarn und Bekannten, die mit der Zeitung in der Hand ankamen, zu überreden, die Zeitung zu vernichten, damit ihre Eltern sie nicht zu Gesicht bekämen. Als eine Zeitung ihr anbot, Berichte aus dem College zu schreiben, und dafür ein Fahrrad und 75 Rupien pro Monat bieten wollte, brach zu Hause wieder ein Tumult aus. „Ich trug ja immer noch die Burqa, wie konnte ich da zu einer Radfahrerin werden?“ (50) Allerdings durfte sie für das Radio Berichte verfassen und lernte dort viele bedeu-

tende Leute kennen. In Debatten und Wettbewerben bestand sie immer auf Gleichbehandlung und verabscheute jeglichen Mädchen/Frauenbonus. Gemischte Treffen im College nahmen ihr allmählich die Angst vor Männern und die Verschämtheit. Diese Freiheiten beschränkten sich vorerst aber auf den geschützten Bereich der Universität.

Kishwar führte also ein Doppelleben. Die Pokale, die sie bei Debatten und Dichterlesungen gewann, musste sie zu Hause in Getreidekanistern oder Abfallkübeln verstecken – aus Angst vor Rufschädigung. „Hätte jemand sie entdeckt, wäre die Mutter sofort in Wehklagen verfallen: ‚Die ist nur auf die Welt gekommen, um die Ehre der ganzen Familie in den Schmutz zu ziehen. Hätte ich gewusst, was aus ihr werden wird, hätte ich sie gleich nach der Geburt erwürgt.‘“ (54) An diese Sätze schließt sich eine lange Passage über Gewalt an Töchtern an, die von Müttern gedeckt oder zumindest geduldet wird. Kishwar klagt an, dass Religion, Kultur und Menschlichkeit immer zugunsten des Mannes und gegen die Frauen benutzt werden. Ältere Dichter nahmen es ihr übel, dass sie sich keinen männlichen Mentor suchte und in niemandes Günstlingsclique aufgenommen werden wollte. Sie erwähnt auch Verleumdungen unter Dichtern wie unter Journalisten, wenn eine Frau sich nicht auf Angebote der Männer einließ. In diesem Zusammenhang verweist sie darauf, dass auch in westlichen Ländern in der Regel die Chefs Männer sind in die Frauen in untergeordneten Positionen arbeiten.

Als Kishwar sah, was für ehrbare Heiratskandidaten für ihre Schwestern angeschleppt wurden, beschloss sie, so jemanden auf keinen Fall zu heiraten. Die Alternativen begannen ihr allerdings Angst zu machen. Inzwischen verfolgte ein gutaussehender junger Dichter (Yūsuf Kāmṛān) sie überall hin und lud sie zum Tee ins Coffee House ein. Dort saßen viele Paare. Manchmal kamen revolutionäre Dichter nach oben, die sonst immer unten saßen, darunter auch politische Aktivisten. Unglücklicherweise kam Kishwars Bruder ihr auf die Schliche. Jetzt gab es nur einen Ausweg: sofort Verlobung und Hochzeit. Die jungen Leute waren eigentlich noch gar nicht so weit. Sie heirateten nur auf Befehl. Von Yusufs Familie und seinen Freunden wusste niemand davon. Kishwar sieht darin für sie beide eine Strafe dafür, dass sie keinen Saiyid heiraten wollte – korrigiert sich aber sofort: „Das stimmt nicht. Was auch immer das Problem sei, bestraft wird nie der Mann, immer die Frau.“ (61) Yusuf erfüllte ihre Wünsche nach unabhängiger Existenz, Flucht aus dem Elternhaus und Berufstätigkeit – sie war jetzt frei, für alle und Alles Verantwortung zu übernehmen. Ihr Mann hingegen ging bald eigene Wege.

Kishwar beschreibt den inneren Widerstreit zwischen einer „alten“ und einer „neuen“ Frau: Sie war damit aufgewachsen, den Männern immer die Fleischbrocken zu servieren und den Frauen und Mädchen Kartoffeln. Sie plädierte zwar für Gleichheit/Gleichberechtigung der Frau, „konnte es aber nicht ertragen, einen Mann Geschirr spülen, Knöpfe annähen, bügeln oder Schuhe putzen zu sehen, und ließ ihn das auch nicht tun.“ (62)

Es gab in der Ehe auch viele Anfangsschwierigkeiten: Sobald die Schwiegereltern von der Hochzeit erfuhren, nahmen sie Yusuf das Zimmer weg, in dem beide wohnten. Die jungen Eheleute lebten eine Weile wie Nomaden mal hier mal da bei Freunden und Kollegen und tagsüber im Büro, und fanden dann schließlich eine Wohnung zur Miete. Kishwars Alltag sah wie folgt aus: morgens Hausarbeit, dann Uni, dann Büro. Zu Hause gab es ständig Sticheleien

und Eifersucht, wenn jemand sie auch nur angesehen hatte, so dass ihr Abend mit Rechtfertigungen verging.

Ihre Berufstätigkeit war oft ein Spießrutenlaufen. Die Vorgesetzten bei Laune zu halten bedeutete einen großen Aufwand, und als berufstätige Frau musste sie nicht nur ihren, sondern auch den Chef des Mannes berücksichtigen. Ein riesiges Problem entstand, wenn eine Frau bekannter oder einflussreicher war als ihr Mann. Gleichzeitig hatte sie stets gegen die Tendenz der Leute anzukämpfen, jeglichen Kontakt als eine Beziehung zu interpretieren, und musste sich in allen Lebensbereichen der Übergriffe der Männer erwehren. Alle, vom Telefonmechaniker bis zum Gelehrten, ließen ihre Hände schnell mal bis zur Taille wandern, wobei ihre Blicke weiterreichende Absichten verrieten.

Kishwar lernte, wie empfänglich ihre Kollegen und Vorgesetzten für Schmeicheleien waren. Viele angestaute dienstliche Angelegenheiten ließen sich im Handumdrehen erledigen, indem sie den Männern im Büro bei ihrem Eigenlob zuhörte und sie durch zustimmende Bemerkungen noch darin bestärkte: „Sie erzählten geifernd von den Großtaten ihrer Männlichkeit, und ich ließ mir vom Stenotypisten meine Akten herausuchen und legte sie ihnen vor. Eine kleine Lüge brachte jede Menge Nutzen. Die armen Angestellten bekamen ihre Anliegen erledigt und segneten mich dafür, und die Chefs waren auch glücklich...“ (63-64) Und sie machte eine weitere Erfahrung: Sobald eine staatliche Anstellung zu Ende ging, hörten auch viele Freundschaften auf.

Kishwars völlige Erschöpfung resultierte bei ihrer ersten Schwangerschaft in einer Totgeburt im fünften Monat. Im Krankenhaus besuchte sie niemand, und als sie nach Hause kam, ging sofort der Alltag weiter. Bei ihren späteren Geburten nahm sie auch nur je einen Tag frei. Dabei sah sie aber auch, dass es Frauen gab, die ihre Männer unter dem Pantoffel hielten und sich das Leben schön machten.

Oft beklagt Kishwar mangelnde Anerkennung ihrer Arbeit. Alles wurde mit zweierlei Maß gemessen: Wenn sie zum Fernsehen ging, hieß es, sie sei nicht besser als die Mädchen in der Werbung, wenn ihr Mann aber im Fernsehen auftrat, war es in Anerkennung seiner Fähigkeiten.

Als die Schwiegereltern sie als Schwiegertochter akzeptierten, resultierte dies in neuen Belastungen und ständiger Bevormundung. Die gesamte Familie quartierte sich bei ihr ein. Kishwar musste alle bekochen und wurde doch ständig beleidigt. Man warf ihr vor, dass sie Autofahren lernte, Gedichte schrieb, im Radio auftrat und mit Männern lachte. Wenn sie sich aber beschwerte, weil ihr Mann mit fremden Frauen umherzog und nachts um zwei Uhr nach Hause kam, hielt die Schwiegermutter ihr vor, das sei nun mal Sache der Männer. Ihr Mann wiederum rechtfertigte sich mit Versen, und wenn das nicht reichte, beschimpfte er sie und schlug auch mal zu – wehe aber, wenn sie es wagte, die Hand zu erheben! Der Mann hatte das Recht, die Frau zu schlagen, aber nicht umgekehrt. Wenn sie ihren Mann zwanglos beim Namen nannte, warfen die Schwiegereltern ihr Respektlosigkeit vor. Wenn ihr Ehemann sich mit jungen Mädchen umgab und sie darüber schimpfte, wiegelt er mit den Worten: „Du bist doch meine Ehefrau“ (76) ab, wobei „Ehefrau“ wie ein Schimpfwort klang. Sie bekam von

vielen die Frage gestellt, warum sie ihren Mann nicht unter Kontrolle bringe. Wenn sie ihn aber kritisierte, hieß es, dann hätte sie eben einen Maulawi heiraten sollen.

In ihrem Haus wurden derweil abendliche Saufgelage und Tanzvorführungen zur Regel. Kishwar begann selbst zu trinken, wofür sie sich von allen Seiten schwere Vorwürfe einhandelte, selbst von den Progressiven, die ständig die Gleichberechtigung der Frau forderten – wieder einmal war Moral nur Sache der Frau. So schuf sie sich ihren eigenen Moralkodex, an dem sie alles maß. Selbstgespräche und Schreiben wurden für sie zur Therapie, um mit Krisen und Problemen fertig zu werden. Besonders bitter war, dass ihre Söhne sich auf die Seite des Vaters schlugen, der für sie zu einem Held wurde. Sie als Mutter hingegen wurde zur unerwünschten Person. Wenn die Söhne sie beleidigten, wurden sie von den Verwandten gelobt. Sie gab den Söhnen kein Taschengeld, sondern gab ihnen Essen für die Schule mit, ließ sie den Koran lesen. Der Vater hingegen war der Gute, gab ihnen nur Liebe, ließ sie zu Hause bleiben, wenn Kishwar es verboten hatte, und erfüllte ihnen alle unangebrachten Wünsche. Als plötzlich viel Geld ins Haus kam, wurden die Kinder ihr noch mehr entfremdet. Sie hatten jetzt Motorräder, interessierten sich nicht mehr für Bildung und für ihre Mutter. Die Söhne entfremdeten sich völlig von ihr – beide sind Geschäftsleute, können kein Urdu und haben mit Literatur nichts am Hut. Kishwars Bedauern darüber ist im Text deutlich zu spüren.

Kishwar kapselte sich ab, schaffte sich im Haus ihre eigene Welt und stand alles mit eiserner geistiger Disziplin durch. Manchmal wunderte sie sich selbst, wie sie alles bewältigte. Sie spart aber auch nicht mit Selbstkritik: Ihre Mutter hatte ihr nach ihrer Heirat das Haus verboten, sie wiederum verbietet ihrem Sohn, seine Braut nach Hause zu bringen, weil er ohne ihre Zustimmung geheiratet hat.

Schonungslos erwähnt Kishwar auch Misserfolge. Einmal wurde ihre Beförderung mit dem Argument verhindert, eine Abteilung könne nicht von einer Frau geleitet werden. Immer wieder bekam sie zu hören, eine gute Frau verlasse das Haus nicht. Ihre beruflichen Erfolge wurden oft ihren Beziehungen zugeschrieben und alle möglichen Geschichten darüber erfunden. Sie musste erfahren, dass unter der Oberfläche wohlhabender, glücklicher Familien oft völlige Isolation herrschte und man Befriedigung darin empfand, andere emotional zu verletzen. Es gab keine Freundschaft zwischen den Ehepartnern.

Doch obwohl ihr Mann sich herumtrieb, hielt sie ihm wie Sita die Treue. Als er 1984 starb, war sein Bankkonto leer, was sie nicht wunderte. Sie verdiente mit viel Mühe Geld mit Übersetzungen und Korrekturlesen. Manchmal ließ sie die Kinder allein im abgeschlossenen Haus zurück, wenn sie ins Büro fuhr, hatte dabei aber immer furchtbare Angst. Auch jetzt erregte sie wieder den Zorn ihrer Verwandten, als sie 15 Tage nach dem Tod ihres Mannes wieder ins Büro ging, ohne die vorgeschriebene Trauerfrist einzuhalten. Sie kommentiert: „Ja, zu Hause den ganzen Tag über dem Herd zu hocken und der Familie zu Diensten zu sein, das ist legitime Trauerarbeit. Das Haus zu verlassen und im Büro zwischen den Akten seine Einsamkeit zu versenken, führt das Jüngste Gericht herbei.“ (33)

Die übliche Haltung gegenüber Autorinnen beschreibt sie wie folgt: Dichterinnen werden oft nicht wegen ihrer Werke zu Lesungen eingeladen, sondern um die Attraktivität des Programms zu erhöhen. Als sie einen Mann fragte, wie ihm die Kurzgeschichte der Autorin XY

gefallen habe, kam zur Antwort: „Was für eine Geschichte, ich war doch nur da, um ihren tiefes Dekolleté zu bewundern.“, oder auf die Frage nach einem Gedicht: „Keine Ahnung, wie das Gedicht war, ihr nackten Arme haben mir sehr gefallen.“ (95), oder auf die Frage nach einem Artikel: „Zum Teufel mit dem Artikel, ich finde es schön, wie sie die ganze Zeit lächelt, wenn man sie nach Hause bringt. Sie tut auch immer ganz verschämt. Wahrscheinlich versteht sie mich ganz gut.“ Und auf die Frage: „Ist sie nicht verheiratet?“ die Antwort: „Ja, ist sie wohl, aber wenn sie eine gute Ehefrau wäre, würde sie das Haus nicht verlassen.“ (95)

Wie freimütig Kishwar von den Problemen der Ehe, Gesundheitsproblemen, u. a. auch über die Entfernung ihrer Gebärmutter schreibt, verletzt jede Menge Tabus. Einige ihrer Gedichte, z. B. „Farewell to uterus“, wurden von Frauen auch in akademischen Kreisen als schamlos kritisiert, die meisten hatten aber nach der Überschrift nicht weitergelesen.

Kishwar bemerkt, Politik liege ihr seit der Kindheit im Blut, und ihr Aktivismus im Rahmen der pakistanischen Demokratie- und Frauenbewegung beweist dies. Sie ist verbittert über die Zustände im Lande. Die Erfahrungen der Militärherrschaft Zia-ul Haqs sind ihr in Fleisch und Blut übergegangen. Ihr ist bewusst, dass nicht nur Frauen, sondern auch Männer unterdrückt sind, schon allein durch die Besitzverhältnisse – 87 % des Bodens gehören 13 % der Bevölkerung. (97) Zudem beklagt sie, dass immer noch Frauen keine Frauen wählen. Im Rahmen einer Kampagne für ländliche Reformen bereiste sie viele Dörfer und erlebte dort überall großen Abscheu vor unverschleierten Frauen, obwohl im Dorf selbst keine Frau eine Burqa trug – das passierte erst nach einem sozialen Aufstieg. Frauen durften sich dann auch nicht mehr mit anderen Frauen treffen. Besonders bedrückt sie, dass Mädchenbildung in den Dörfern immer noch ein riesiges Problem ist. Man hat Angst, wenn ein Mädchen schreiben lernt, wird es sofort Liebesbriefe schreiben. Auch Radio dürfen Mädchen nicht hören. Andererseits erinnert sie sich aber auch daran, dass Frauen sie unter vier Augen nach Empfängnisverhütung fragten. Dennoch ärgert sie sich auch über das Pakistanbild im Westen – bei allen Auslandsreisen musste sie erklären, dass sie nicht in der Steinzeit lebt.

3. ʿAzrā ʿAbbās (geb. 1950): *Merā bacpan. Yāddāshṭen* (1994; ²2001; *Meine Kindheit. Erinnerungen; englische Übersetzung: Kicking up dust*. Übersetzung und Einführung von Samina Rahman, 1996; enthält auch Gedichte)

Azra Abbas' Familie stammte ebenfalls aus UP. Sie beschreibt ihren familiären Hintergrund nicht genauer, erwähnt nur, dass ihr Vater oft beruflich unterwegs war. Es gibt im Text keinen Hinweis auf Grundbesitz, und die geschilderten Episoden lassen vermuten, dass die Familie gelegentlich mit finanziellen Problemen zu kämpfen hatte.

Azra erwarb einen MA in Urdu und unterrichtete 27 Jahre lang Urdu-Literatur an einem College in Karachi, obwohl sie mit dem Lehrplan nicht zufrieden war. Nach einem Aufenthalt mit ihrem Mann, der in London für die BBC arbeitete, lebt sie heute wieder in Karachi. Ihr Mann Anvar Sin Rāī (Anwar Sen Roy) ist Dichter, Journalist und Autor mehrerer Romane und Kurzgeschichtensammlungen. Sie haben vier Kinder.

Azra Abbas veröffentlichte mehrere Gedichtbände, Kurzgeschichten, eine Novelle und weitere Memoiren, auf die ich später kurz eingehen werde. Sie wird oft als eine der prominentesten feministischen Dichterinnen Pakistans bezeichnet. In einem Interview mit dem Schriftsteller

und Journalist Mohammed Hanif im Kulturzentrum The Second Floor (T2F) in Karachi entgegenete sie darauf:

“My propensity towards standing up for the rights and injustices against women does not make me a feminist, but I have not written a single poem against men in my life though I have always been at loggerheads with them [men].”¹

Das schmale Bändchen ihrer Kindheitserinnerungen (70 Seiten) beschränkt sich auf die Zeit von ihren ersten kurzen Erinnerungssplittern bis zum Eintritt in die Pubertät. Sie bemüht sich nicht um eine zusammenhängende Erzählung, sondern präsentiert episodenhaft einzelne Erinnerungsfetzen. Das Erinnern und Aufschreiben bezeichnet sie als einen Prozess der Selbstfindung, eine Konstruktion des eigenen Werdegangs. Die Sprache ist lakonisch und sachlich, die Sätze kurz und prägnant – so entsteht ein einprägsames literarisches Werk. Die nüchterne, saloppe Diktion ihrer Dichtung setzt sich in gewisser Weise in ihrer Prosa fort.

Auffällig ist, dass der eher neutrale Urdu-Titel in der englischen Übersetzung programmatisch klingt und damit auf den Inhalt anspielt, erschafft die Autorin doch das Bild einer rebellischen, eigensinnigen Person. Sie geht oft eigene Wege und erlebt etliche Abenteuer und verübt viele Streiche. Ihre Neugier führt sie oft auf seltsame Pfade. Der englische Titel greift auch den letzten Satz des Textes auf: „Wenn ich unruhig (*pareshān*) bin, kehre ich noch heute auf die Straße zurück, auf der viele Kinder Staub aufwirbeln. Wer weiß, ob die Straße noch genauso aussieht oder wie ich...“ (70)

Oft richtete sich ihre Rebellion gegen die Ungleichbehandlung von Jungen und Mädchen. Hier ein paar Beispiele:

Zwischen Vater und Großvater kam es zum Streit über die Bildung der Mädchen. Der Großvater war dagegen, Azra zur Schule zu schicken, der Vater erlaubte es aber. Daran erinnerte sich ihr Vater später jedesmal, wenn er sich über sie ärgerte. Vor dem Schulbesuch bekamen ihre Brüder Milch, „und die Mutter schaut sie an, als würden sie zu großen Taten aufbrechen. Uns Schwestern stellt sie Tee hin. Ich erinnere mich, dass ich mich darüber jeden Tag geärgert hatte und trotzdem den Tee austrank. Aber wer weiß, was an jenem Tag mit mir los war. Als meine Mutter den Brüdern die Milch hingestellt hatte, stand ich auf und warf mit einem Fußtritt beide Milchtassen um. ‚Ihr trinkt jeden Tag Milch!‘, habe ich wohl noch geschrien. Alle schauten mich sprachlos an. Bevor jemand sich rühren konnte, packte ich unter den Verwünschungen der Mutter meinen Schulranzen und rannte aus der Tür.“ (21)

Über die Mutter schreibt sie: „Ich habe meine Mutter nie verstanden. In ihren Augen schien für mich manchmal Ärger auf, manchmal sah sie mich aber auch voller Angst an. Gelegentlich schien es, als lobe sie mich wortlos für meine Handlungen. Trotz ihres Gezeters und ihrer verbalen Ablehnung entdeckte ich in ihren Augen oft diese widerstreitenden Gefühle.“ (21) Sie bekennt auch, dass der Vater ihr näher war als die Mutter, er war ihr Freund, während die Mutter nie Zeit hatte. Vieles gefiel ihr an der Mutter, aber sie war eifersüchtig auf ihre Brüder,

¹ <https://tribune.com.pk/story/614475/standing-up-for-womens-rights-does-not-make-me-a-feminist-azra-abbas/>, 7.5.2019.

die immer bevorzugt wurden: „Ich focht mit meiner Mutter einen stillen Kampf aus. Ihre überbordende Liebe für meine Brüder, wie sie sich für sie aufopferte, ihnen mehr Essen gab, ihnen ständig Kleidung nähen ließ, sie mit Segenswünschen überhäufte. Ich versuchte mich genau so zu verhalten wie meine Brüder, ich spielte wie sie, lernte mehr als sie, aber das Desinteresse meiner Mutter an mir und meinen Schwestern war unübersehbar.“ (32)

„Ich erinnere mich, eines Tages schlief mein Bruder im Nachbarbett. Ich hörte die Stimme meiner Mutter: ‘Sieh mal, er schläft genauso wie sein Vater!’ Ihre Stimme weckte mich auf. Ich sah, dass mein Bruder nicht anders schlief als ich, aber meine Mutter hatte nur Augen für meinen Bruder. An dem Tag blieb ich lange unbeweglich liegen, damit meine Mutter irgendwann erkennen könne, dass ich wie mein Vater schlafe.“ (33)

Azra weigerte sich wiederholt, die Beschränkungen zu akzeptieren, die Mädchen auferlegt wurden. Während der schiitischen Trauerprozession im Monat Muharram lief sie zu den Männern und wollte auch ein Banner tragen, was Mädchen und Frauen versagt war. Sie nahm einem kleinen Jungen ein Banner weg, ignorierte seinen Protest und schloss sich dem Trauerzug an. In zwei Fällen wurde sie zum Retter in der Not, übernahm also quasi eine Männerrolle: Einmal stahl sie Feuerholz, als kein Holz zum Kochen im Haus war, und als ein andermal die Lebensmittel ausgegangen waren, weil der Vater schon lange nicht zu Hause gewesen war, borgte sie sich ein Fahrrad und holte alles Nötige. Die Mutter hatte es ihr zwar verboten, erwartete sie aber bei ihrer Rückkehr schon sehnsüchtig an der Tür. Diese Notlage war entstanden, weil ihre Mutter ohne zwingenden Grund nie das Haus verließ. Es kamen auch keine Frauen aus der Nachbarschaft zu Besuch.

Ein Id-Fest wird zu einem einschneidenden Erlebnis für Azra. Bei diesem freudigen Anlass trägt man traditionell festliche neue Kleidung und geht Freunde und Verwandte besuchen. Azra freute sich seit Tagen darauf, in ihrer neuen Kleidung mit passendem Dupatta (breites Tuch mit dem man Brust, Schultern und auch Kopf bedecken kann) zu ihrem Spielkameraden auf die Straße zu gehen, aber seit Tagen versuchten alle (Mutter, Vater, Bruder) ihr beizubringen, dass sie nicht mehr draußen spielen dürfe. Sie verstand das nicht, und bisher war es ihr immer gelungen, schnell hinaus zu schlüpfen, wenn ein Spielkamerad an der Tür erschien. Am Tag des Festes wurde aus dem Verbot schließlich Ernst. Während ihr Vater seine Süßspeise aß, wiederholte er „Geh nicht nach draußen!“ „Warum, Papa?“ Ich schlürfte laut eine große Ladung Milchnudeln. „Draußen ist die Sonne sehr heiß.“ „Aber draußen sind ganz viele andere Kinder.“ Ich dachte mir noch nichts dabei, wollte man mich doch ständig davon anhalten, auf die Straße zu gehen. Doch jetzt mischte sich mein älterer Bruder ein: „Ich warne dich, wenn du rausgehst...“ „Ja, ja, genau!“ Alle stimmten meinem Bruder zu, und meine Milchnudeln essend blieb ich plötzlich ganz allein. Die Nudeln blieben mir wie Nadeln im Hals stecken. Ich warf das Schälchen auf den Boden. „Ich esse keine Milchnudeln.“ Ich zog die neuen Kleider aus und meine alten an. Alle verzogen sich hierhin und dorthin.“ (58)

„Als von draußen Fahrradklingeln ertönten, um mich raus zu rufen, stellte ich mein Charpoy (Bettgestell) in den Hof und legte mich hin. Meine Mutter kochte in der Küche das Festessen. Sie sah nicht ein einziges Mal nach mir. Mein Bruder und mein Vater waren wohl zu Id-Besuchen aufgebrochen. Meine kleinen Schwestern waren eine Weile draußen gewesen und spielten jetzt in einer Ecke. Die Sonne wanderte langsam in meine Richtung. Mein Körper

glühte. Ich lag mit geschlossenen Augen da. Niemand beachtete meinen Protest. Ich war der Meinung, alle müssten besorgt sein. Meine Freunde waren unverrichteter Dinge abgezogen. Die Sonne wanderte jetzt Richtung Mauer. Mein Vater und mein Bruder waren wieder zu Hause. Alle setzten sich zum Essen hin. Irgendjemand sagte: ‚Zieh dich um und komm essen!‘ Ich antwortete nicht. Mein Vater sagt in eigenartigem Ton: ‚Komm mal her!‘ Ich ging zu ihm. ‚Du möchtest rausgehen?‘ Ich sah ihn schweigend an. ‚Gut, na geh schon. Zieh dich um und iss etwas!‘ Ich sah, dass mein Bruder beschämt wirkte. Sofort zog ich mich um und rannte hinaus, ohne etwas gegessen zu haben. Alle riefen mir hinterher. Die Straße lag verlassen da. Meine Freunde waren wohl alle längst weg. (...) Ich holte mir ein Fahrrad und raste die leere Straße entlang. Als ich nach Hause zurückkehrte, standen alle an der Straßenecke, und mein Bruder stand an der Haustür.“ (59)

Sie wurde von jetzt an streng überwacht und ständig angehalten, den Dupatta richtig anzulegen. Eigentlich hatte sie die bunten Dupattas geliebt, aber als man sie ihr jetzt aufzwang, entwickelte sie einen Widerwillen dagegen. Eines Morgens stand sie auf und warf ihre Dupattas und die ihrer Schwester in den Müllkübel auf der Straße. Als das später herauskam, verschlug es allen die Sprache. „Ich genoss meine Rache an den Dupattas. (...) Ich verstand nicht, warum ich einen Dupatta tragen musste und mein Bruder nicht.“ Wenn sie ihre Mutter nach dem Grund fragte, erhielt sie nur zur Antwort: „Du bist ein Mädchen.“ (60)

Ihre Freunde blieben auch allmählich weg. Sie durfte nur noch in Begleitung in die Schule gehen. „Mein Vater und mein Bruder betrachteten mich jetzt so, wie man einen wertvollen Schatz hütet, den man immer überwachen muss.“(61) Eine besonders schmerzliche Veränderung beobachtete sie, als sie nach langer Zeit wieder einmal mit ihrem Vater unterwegs war: „Heute hält mein Vater mich nicht an der Hand. Er versucht ständig, zwei, drei Schritte voreweg zu laufen, während ich schnell laufe, um ihn einzuholen. Manchmal dreht er sich um und schaut mich mit seltsamen Blicken an. Ich erwidere seine Blicke und wundere mich gleichzeitig. Warum dreht sich mein Vater ständig nach mir um? Plötzlich bleibt er stehen. ‚Bleib hinter mir! Lauf nicht neben mir her. Siehst du nicht, wie die Leute dich anstarren?‘ Zum ersten Mal achte ich auf die Leute. Sie starren mich an, aber warum, denke ich und laufe meinem Vater hinterher. Mein Vater versteckt mich gleichsam hinter seinem Rücken vor den Blicken der Leute. Nach Hause zurückgekehrt, grübele ich lange darüber nach.“ (64-65)

Eines Nachts fragte sie ihre Mutter, wozu der Bauchnabel gut sei und ob ihr Bruder daraus geboren wurde. „Meine Mutter stand auf, stürzte sich wie eine Furie auf mich und gab mir eine Ohrfeige, dass sich mir der Kopf drehte. ‚Du Miststück, an was für Dinge denkst du! Wozu gibt es eine Nase, wozu sind die Ohren da.‘ Ich blickte meine Mutter verwundert an. Sie ließ es wohl auch nur bei einer Ohrfeige bewenden, weil sie meine Verwirrung sah.“ (66) Die Kindheitserinnerungen enden mit dem verstörenden Erlebnis der ersten Menstruation, auf die sie natürlich nicht vorbereitet war.

Erst 2016 legte Azra Abbas die Fortsetzung ihrer Memoiren vor: *Dard kā maḥal-i vuqūʿ* (etwa: Der Ursprung des Schmerzes). Die Widmung lautet: „Den Freunden gewidmet, die meine Feinde sein werden, wenn sie dieses Buch gelesen haben“

In diesem Buch rechnet sie sowohl mit ihrem Ehemann als auch mit der Dichterin Sara Shagufta ab, mit der ihr Ehemann sie betrog. Dabei hatte sie aus Liebe geheiratet und dafür den Zorn ihrer Eltern und bittere Armut auf sich genommen. Sie beschreibt darin ihre Ankunft in der Literaten-Bohème, die sie mit ihrem Dichter-Freund und späteren Ehemann Anwar Sin Ray durchstreifte, und betont später immer wieder, dass die Literatur ihr ein Gefühl von Freiheit gab und das Schreiben sie vor völliger Verzweiflung bewahrte.

Sie erinnert sich an ersten Kontakt mit schögeistiger Literatur, als sie in der 8. Klasse war: Zu Hause durfte sie nur religiöse Texte lesen, geriet dann aber zufällig an Gorkis Roman *Die Mutter*, als sie für ihren Bruder in einer Leihbücherei Bücher des populären Krimiautors Ibne Safi abholte. Diese Lektüre sorgte für große Aufregung in der Familie.

Als Azra Abbas 1973 den Wunsch äußerte zu studieren, hatte der Vater das rundheraus abgelehnt und gesagt: „Du willst dir nur irgendeinen Jungen mit zerrissenen Hosen aussuchen.“ (9) Und tatsächlich lernte sie ihren Freund dann in der Universität kennen. Als die Familie von diesem noch rein freundschaftlichen Kontakt erfuhr, mussten die beiden sofort und ohne den üblichen Prunk heiraten. Es gab kein Geld von der Familie, da erst noch ihre ältere Schwester verheiratet werden musste. Weil Anwar sich um nichts kümmerte, organisierte Azra wenigstens einen Baldachin (*shāmiyāna*) und ließ ihren kleinen Bruder eine Blumengirlande holen – das war ihr einziger Schmuck. Das junge Paar hatte zusammen nur 750 Rupien Einkommen, dennoch gingen beide am Abend nach der Hochzeit in eine *dhābā* (Imbiss) essen. Die schwierige Lage wurde durch die bald folgende Geburt der Kinder noch verschärft. Zudem hatte Anwar kurz nach der Hochzeit seinen Job verloren. Als ihre erste Tochter fünf Monate alt war, kündigte ihnen der Vermieter. In dieser in jeder Hinsicht prekären Situation erschien Azras erstes langes Prosagedicht, das die Aufmerksamkeit prominenter Kritiker moderner Lyrik erregte.

Sie mussten ausziehen, hatten aber kein Geld für einen Mietvorschuss. Einer von Azras Brüdern erfuhr von der Situation und holte sie samt ihrem Hausrat ins Haus des Vaters, wo sie ein Zimmer bekamen. Für Azra war dies keine wirkliche Erleichterung, denn sie wollte die wahren Umstände vor der Familie verbergen. Noch dazu war der Weg zu ihrem College jetzt auch viel weiter. Nach Geburt des zweiten Kindes 1977 konnte sie das Krankenhaus nicht verlassen, weil sie kein Geld für die Rechnung hatte. Ihre Schwester kam sie besuchen und bezahlte die Rechnung, wofür Azra ihr ihren nächsten Monatslohn versprach. Sie suchte eine neue Bleibe, und „büßte die Strafe dafür ab, nach eigener Wahl geheiratet zu haben und am Leben zu sein.“ (31) In dieser schwierigen Situation hatte Azra keine Ahnung, mit wem Anwar sich traf, wenn er in der Stadt unterwegs war. Das Elternhaus musste sie später wieder verlassen, weil ihre zwielichtigen Dichterefreunde sich dort ständig unaufgefordert einfanden. Einen Monat lang kampierte sie auf der Veranda eines Freundes.

1978 kündigte sich eine weitere Katastrophe an: Ihr und vielen anderen Frauen drohte Arbeitslosigkeit, da die Arbeitsverträge nicht verlängert wurden. Azra wurde zu einer wichtigen Stimme des Protestes gegen die Entlassungen. Sie bekennt, dass sie sich nur vor Gott und vor sich selbst fürchtete. Mutig trat sie den Verantwortlichen entgegen, schrie Polizei und Armee zusammen und kündete einen Hungerstreik bis zum Tode an. Drei Tage später wurde sie verhaftet, in einem Krankenhaus eingesperrt und zusammen mit den anderen verhafteten Frauen

per Tropf zwangsernährt, wogegen sie sich nicht widersetzte. Nur Anwar besuchte sie, von allen anderen Freunden ließ sich niemand sehen. Zu allem Unglück war sie inzwischen wieder schwanger, diesmal mit Zwillingen.

Es kam zum Prozess. Sie hatte ständig Gerichtstermine wegen des Hungerstreiks, war noch arbeitslos, und Anwar hatte nur eine befristete Stelle. Bei der letzten Anhörung vor Gericht fragte der Richter sie, ob sie Selbstmord verüben wollte. Sie antwortete: „Besser als zu verhungern, wäre es gewesen, beim Hungerstreik zu sterben.“ (53) Der Richter lachte und sprach sie frei. Immerhin resultierten die Proteste in einer Neueinstellung: 200 Frauen erhielten für fünf Jahre eine schlecht bezahlte Stelle. Um wieder am College unterrichten zu können, musste Azra allerdings einen Antrag stellen und eine erneute Aufnahmeprüfung bestehen.

Schließlich fand das Paar eine Wohnung neben den Räumen eines Wäschers. Wenn der Wäscher Wasser laufen ließ, musste sie mit ihrem dicken Bauch aus der Nachbarschaft Wasser heranschleppen. Sie kommentiert ihre Lebenssituation: „Mir kam mein Leben wie geborgt vor. Die Liebe hatte sich unter schmutzigen Kissen versteckt.“ (57) Viele Gedichte sprechen von ihrer Erschöpfung als berufstätige Frau, die Kinder und Haushalt allein bewältigte und daneben noch ein offenes Haus für die Literaturszene führte – das war ihre einzige Flucht aus dem Alltag. Sie schuftete von morgens bis abends und kam sich vor wie der Ochse im Göpel. Wer sie sah, wunderte sich, wie sie ihr Leben bewältigte.

Anwar hatte meist Nachtdienst. Azra hört von anderen, dass die Dichterin Sara Shagufta ihn oft im Büro besuchte. Sie selbst war mit Job, Haushalt und Kindern so ausgelastet, dass sie gar nicht aus dem Haus kam, von der Außenwelt abgeschnitten war und ihren Gefühlen in Gedichten Luft machte. Auch hier bekennt sie, dass nur die Gedichte, die ihr von Zeit zu Zeit in den Sinn kommen, sie am Leben hielten. Dabei half ihr etwas, das sie von ihrer Mutter gelernt hatte, zu überleben: *qanāʿat* (Gleichmut, Selbstbeschränkung, die Fähigkeit, sich in die Dinge zu schicken, sich mit allem abzufinden und zufrieden zu geben). Ihre Mutter hatte sie nie belehrt, aber Azra hatte sich alles von ihr abgeguckt: „Wahrscheinlich hatte meine Mutter ungewollt meinem Leben ihren Stempel aufgedrückt.“ (71)

Als eines Nachts Shagufta und Anwar zusammen in ihr Haus kamen, stellte Azra Anwar zur Rede, der aber stumm blieb. Azra lief wie von Sinnen ins Freie. Sie fragte sich, ob dies das Ende ihrer Liebe war, für das sie sich mit den Eltern entzweit und viele Widrigkeiten ertragen hatte: „Diese Liebe hatte mir bisher außer unbeantworteten Fragen nichts gegeben.“ (76) Sie lief weinend die Straße lang, bekam aber Angst, als neben ihr Autos anhielten und ihr Angebote machten. Anwar kam schließlich hinterher, warf ihr aber an den Kopf: „Ich bin dir nur nachgelaufen, weil Shagufta das verlangt hat.“ (77)

Am nächsten Morgen ging sie wieder ihrem Tagwerk nach und kümmerte sich um die Kinder. Anwar und Shagufta verbrachten die Nacht im selben Zimmer. Azra kann sich bis heute nicht verzeihen, dass sie diese Demütigung ertragen hat, weinte über ihre Niederlage und ihren Misserfolg, erzählte diese Geschichten aus der Vergangenheit aber mit lachender Miene.

Was sie letztlich doch von ihrer Mutter unterscheidet, ist die Möglichkeit der Selbstentäußerung, der kreativen Selbstverwirklichung. Sie fand im Laufe ihres Lebens viel Anerkennung und zählt zu den prominentesten Persönlichkeiten der Literaturszene in Pakistan – hat also seit

ihrer Kindheit und Jugend einen weiten Weg zurückgelegt. Nach eigener Aussage brauchte Azra Themen und Worte für ihre Gedichte brauchte sie nie zu suchen, das Leben gab sie ihr ein. Ihre Lebensgeschichte lässt daran keinen Zweifel.

Fazit

Dichtung, und im Fall Azra Abbas‘ auch literarische Prosa, war für die hier vorgestellten Autorinnen ein überlebenswichtiger Weg der Selbstäußerung und Selbstbehauptung. Gleichzeitig erhoben sich ihre Texte aber auch über das Individuelle, lösten sich von ihrem Entstehungshintergrund und nahmen allgemeingültige Züge an. Wie schon Ada Jafri erkannte, sprach sie nicht nur für sich selbst, sondern für Generationen von Frauen. Selbst wenn z. B. die Gedichte sehr unmittelbar und persönlich klingen, wie es bei Azra Abbas oft der Fall ist, sind sie vom Zeitpunkt der Veröffentlichung an allgemein verfügbar und werden in jeder Rezeption mit neuem Sinn erfüllt. Diese Offenheit der Interpretation ist bei den autobiographischen Texten weit weniger gegeben. Hier geben die Autorinnen ihre oft schmerzvollen Erfahrungen viel direkter und konkreter preis, stellen ihre Verletzungen schonungslos dar und benennen klar Personen, die sie gegängelt, gedemütigt, verraten, betrogen und schamlos ausgenutzt haben, Frauen genauso wie Männer. Die schockierten Reaktionen auf Kishwars Buch waren also nicht verwunderlich, und Azra hatte wütende Reaktionen auf ihren zweiten Text schon in der Widmung vorausgesehen.

Kishwar Naheed und Azra Abbas entlarven die Heuchelei und Doppelmoral der Gesellschaft, die sich bis in die Kreise der Intellektuellen- und Literatenszene fortsetzt, und bekennen in schonungsloser Ehrlichkeit, dass sie die Vorstellung von weiblicher Aufopferung und Treue zu sehr verinnerlicht hatten, um sich ihr zu widersetzen. Immerhin stellt die Offenlegung ihrer bitteren Erfahrungen zugleich Protest und Anklage dar. Deutlich wird an ihren Lebensgeschichten, wie hoch der Preis war, den sie für ihre Absage an eine arrangierte Versorgungsehe zahlen mussten. Es kann nicht verwundern, dass der Ton in Ada Jafris Memoiren wesentlich milder ausfällt. Sie lebte im geschützten Bereich der oberen Mittelschicht, versorgt durch eine konventionelle, aber dennoch glückliche Ehe, und hatte nie mit sozialer Not und Ausgrenzung zu kämpfen. Die hier vorgestellten Autorinnen gehören letztlich aber alle der kulturellen Elite an und sind somit nicht repräsentativ für pakistanische Frauen in ihrer Allgemeinheit. Die Zwänge und die Diskriminierung, die sie in ihrer Kindheit beschreiben, sind heute noch für viele Frauen gelebte Realität. Seit der Zia-Ära war in dieser Hinsicht sogar ein Rückschritt zu verzeichnen. Dennoch erwerben viele junge Mädchen eine höhere Bildung und werden ökonomisch unabhängig. Vor allem in den Großstädten gibt es zahlreiche Proteste gegen die Verdrängung der Frauen aus dem öffentlichen Raum, z. B. „Girls at Dhabas“ und „Girls on Bikes“. 2019 marschierten am Frauentag große Gruppen von Frauen und Männern durch zahlreiche Städte Pakistans und setzten damit ein Zeichen der Hoffnung.